

Die Deutschordenskommenden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Archives héraldiques suisses = Schweizerisches Archiv für Heraldik = Archivio araldico Svizzero**

Band (Jahr): **38 (1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-746522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sautoir, les deux poignées liées par un cordon. Cette pierre sculptée provient peut-être aussi du mausolée du couvent des Célestins (fig. 148).

Signalons encore un cul de lampe provenant de l'église de St-Martial à Avignon. Il est formé d'un petit ange tenant l'écu de Clément VII surmonté de la tiare dont les deux fanions pendent à droite et à gauche de l'écu (fig. 149).

Un autre sceau portant les armoiries de Clément VII est celui de la cour de l'auditeur apostolique. Nous le reproduisons ici (fig. 151) d'après l'ouvrage de Louis Blanchard², n° 7 de la planche 106. Il porte d'un côté les armoiries du St-Siège, les deux clefs, et de l'autre côté les cinq points équipolés et la légende : *Sigillum curie auditoris camere apostolice*.

Un sceau de Clément VII comme cardinal a déjà été publié dans les *Archives héraldiques* en 1917 (p. 103, fig. 76).



Fig. 151. Sceau de la cour de l'auditeur apostolique sous Clément VII.

Die Deutschordenskommenden

von

Universitätsprofessor Dr. HAUPTMANN.

Fremd und unverstanden liegen in den Gauen des alten deutschen Reich verstreut die Kommenden des Deutschritterordens, — abgestorbene Glieder eines einst lebensvollen Organismus. Eine eigenartige Romantik umweht ihre altersgrauen Mauern. Denn das ist doch unvergessen, dass der Orden, dem sie einst gehörten, in längst verschwundenen Zeiten im fernen Morgenlande die Pilger, die zu den heiligen Stätten in Palästina zogen, gegen die Ueberfälle der Araber schützte, damit sie nicht ausgeplündert oder gefangen genommen, und in die Sklaverei verkauft würden — und dass er in seinen Hospitälern sie verpflegte, wenn sie krank oder wund am Wege hingsunken waren. Und wer in den Blättern der Geschichte sich umgesehen hat, der weiss, wie hoch die Zeitgenossen sein Wirken einschätzten,

¹ Nous devons ce dessin de la fig. 149 ainsi que celui de la fig. 150 à l'obligeance de M. D. L. Galbreath.

² Iconographie des sceaux et bulles conservés dans la partie antérieure à 1790 des Archives départementales des Bouches-du-Rhône. Marseille, Paris, 1860.

und wie dankbar vor allem die sich erwiesen, die es selbst in Palästina gesehen und vielleicht am eigenen Leibe erfahren hatten, wie notwendig und wie wohlthätig es war und wie wert tatkräftiger Unterstützung. Das öffnete die Herzen und die Hände, und überreich flossen die Gaben. Das war die Zeit, wo alle die Schenkungen gemacht wurden, von denen die Urkunden erzählen. Geld und Gut, Häuser und Burgen, Aecker und Wiesen, Wälder und Weinberge, Rechte und Renten wurden allerorten ihm zuteil. Rasch organisierte der Orden die Verwaltung des überall zerstreuten Besitzes. In die grösseren Güter setzte er Komture, die die Besitzungen in einem bestimmten Bezirk verwalteten, die Einkünfte entgegennahmen und an die Ordenskasse abführten. Die Komtureien, auch Kommenden genannt, waren wieder in grössere Bezirke, Balleien, zusammengefasst. Es war das das gleiche System, nach dem damals grosse Herren und Fürsten ihre zerstreuten Besitzungen verwalteten.

Solcher Ritterorden kennen wir fast ein Dutzend. Nicht nur in Palästina entstanden sie, sondern auch in andern Ländern, wo der Kampf gegen die Ungläubigen tobte — in Spanien, in Portugal, in Esthland, in Livland. In Palästina war ihre Rolle schon früh ausgespielt; 1291 fiel Akkon, der letzte feste Platz der Christen in Palästina. Die Johanniter gingen nach Cypern, später nach Rhodus. Den Deutschen Orden hatte der Polenherzog Konrad v. Masovien schon 1226 gegen die heidnischen Preussen zu Hülfe gerufen, deren er sich nicht erwehren konnte.

In Preussen hatte das Christentum seit 1210 Eingang gefunden. Aber der heidnisch gebliebene Volksteil begann bald einen wahren Vertilgungskrieg gegen die Bekehrten. Weder ein Kreuzzug, den der Papst 1218 zu ihrem Schutze predigen liess, noch der 1225 hierfür gestiftete polnische Ritterorden des Ritterdienstes Christi vermochten das wilde Volk zu bändigen und seinen Verheerungszügen ein Ziel zu setzen. Deshalb hatte Konrad v. Masovien sich schliesslich an den Deutschen Ritterorden gewendet, der 1230 den Kampf begann.

Eine neue Blütezeit begann hiermit für den Orden. In fast ununterbrochenem, zähem Ringen gelang es ihm trotz gewaltiger Aufstände, die mehrmals seine Erfolge zu vernichten drohten, innerhalb eines halben Jahrhunderts, mehrmals von Kreuzzügen unterstützt, die Feinde endgültig niederzuwerfen, das Land zu kolonisieren und zu hoher Blüte zu bringen. Eine mustergültige Verwaltung schuf im Ordenslande einen fast modernen Staat.

Das alles liegt heute weit hinter uns. Aber die mehr oder weniger klare Erinnerung daran umrankt noch immer das alte Gemäuer der Kommenden und regt die Phantasie wundersam an. Da möchte mancher mehr wissen, und wünscht sich einen Zauberstab, der ihm den dichten Schleier hebe, den die Zeit gesponnen, damit ihm ein Einblick gewährt werde in das Leben, das einst sich abspielte, als der Komtur und die Deutschritter noch in ihren Räumen wandelten. Und so greift man nach den vergilbten Pergamenten und Urkunden in den Archiven. Sollten nicht die tapfern Kämpen oder die frommen Priesterbrüder in den schwer lesbaren verblichenen Schnörkelschriften niedergelegt haben, was ihr Herz bewegte, ihre Sorgen und Freuden und alles, was der Tag brachte? Eitler Wahn! *Franz Rudolf Wey* hat den Versuch gemacht. Unter dem Titel « *Die Deutschordenskommende Hitzkirch* » (Luzern 1923) legt er uns vor, was ihr reiches Archiv ihm erzählte. Es ist Vieles; aber es war doch nicht das, was er eigentlich erwartete.

Ueber ihre Gründung, ihre Ausstattung, ihre Rechtsstellung und ähnliches, liefert das Material, was er so fleissig gesammelt und so geschickt verarbeitet hat, hinreichenden Aufschluss. Der Wohlstand der Blütezeit, der Niedergang in der Verfallsperiode kamen da so deutlich zum Ausdruck, dass man ihm dankbar ist für alle die Aufschlüsse, die er bringt.

Trotzdem ist der verdienstvolle Verfasser nicht zufrieden. Sehr resigniert äussert er sich über « die Enttäuschung, die allen denen beschieden sei, die sich mit den Ritterorden befassen ». Das ist nicht wunderbar. Die trockenen Akten konnten ihm nur die finanzielle Seite zeigen, nur die Verwaltung des Vermögens des Ordens, nur die Beschaffung der Mittel, die er brauchte, um den langen Kampf zu führen. Von dem reichen Leben, was da sich täglich abspielte, kommt darin nur wenig zum Vorschein, wenngleich doch hie und da blasse Spuren davon aufleuchten. Da bringen die Statuten des Ordens schon mehr, aus denen er recht anschaulich die Organisation der Komtureien zusammengestellt hat (Kap. 2).



Fig. 152.
Siegel der Kommende Hitzkirch.

Aber auch in ihnen kommt die grosse Bedeutung nicht zum Ausdruck, die die Komtureien für den Orden hatten. Waren sie doch geradezu die Nährzellen, die seinen Organismus erhielten und fort und fort erneuerten, der Mutterboden, aus dem er seine Kräfte sog. Das geschah nicht nur durch ihre Vermögensverwaltung, über die Wey so eingehend berichtet, die Bewirtschaftung der Ländereien, der Waldungen, der Fischereien und all des andern Zubehörs der Ordenshäuser, so wichtig das auch war. Denn auch damals galt schon der Spruch Montecucullis, zum Kriegführen gehöre 1. Geld und 2. Geld und 3. abermals Geld. Daneben hatten sie aber eine noch weit bedeutsamere Aufgabe zu lösen. Sie dienten nämlich als Pflanzschule für den notwendigen Nachwuchs des Ordens und waren somit geradezu sein Lebensnerv.

Mehr noch als die rein religiösen Orden mussten die Ritterorden darauf bedacht sein, neue Mitglieder zu werben. Der Krieg frisst die Heere. Eine kämpfende Armee bedarf fortwährenden Nachschubs, um ihre Verluste zu ersetzen und die Lücken zu schliessen. Material dafür war reichlich vorhanden. Es gab im Adel überall genug tatenlustige, opferfreudige junge Leute, die, ohnehin zum Kriegshandwerk bestimmt, lieber einer idealen, grossen Sache dienen wollten, als dem Ehrgeiz eines Fürsten. Es galt nur sie heranzuziehen. Man konnte sie leicht haben, wenn man ihnen nur Gelegenheit zum Anschluss gab. Das nun geschah durch die Komtureien. Im ganzen Lande zerstreut, überall in persönlicher Berührung mit den Adelsfamilien konnten sie allenthalben den Gedanken an den Zweck der Ritterorden wachhalten und dafür Propaganda machen. Mehr noch. In ihren Mauern pulsierte eine geschäft-

tige Tätigkeit, die kräftiger für ihre Ideen warb, als die glühendste Beredsamkeit es vermocht hätte.

In jeder Komturei sassen nämlich zwölf Brüder — eine überraschend grosse Zahl. Von ihnen fand nur der kleinste Teil in den Verwaltungsgeschäften Verwendung. Einer von ihnen war immer ein Priesterbruder. Die Ritter, obschon Laien, waren Mönche — ganz wie in den andern Orden die Laienbrüder. Sie hatten die drei sogenannten Mönchsgelübde, das Versprechen der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit abgelegt, hatten ihre täglichen Gebete zu verrichten, kurz, sie lebten nach der Ordensregel des h. Benedikt, nur dass die Arbeit bei ihnen durch den Kriegsdienst oder die Vorbereitung dazu ersetzt war. Hochherzig hatten sie auf alle weltlichen Genüsse verzichtet. Bei der Aufnahme hatte der Orden ihnen nur « Wasser, Brod und alte Kleider » versprochen. Eine reiche Tracht hätte dem Gelübde der Armut widersprochen. Sie begnügten sich mit einfacher Nahrung ohne Leckerbissen an gemeinsamer Tafel. Bei weltlichen Festen, Hochzeiten, Kirchweihfesten, Ritterversammlungen, Schauspielen und ähnlichen Veranstaltungen sah man sie nicht. Selbst Spazierritte, Vergnügungsreisen und Jagden waren ihnen verboten. Nur das Vogelschiessen war unter bestimmten Bedingungen zur Uebung im Schiessen auf lebende Ziele ihnen gestattet, also aus militärischen Rücksichten. Der strikte Gehorsam, den der Soldat üben muss, wurde hier noch durch das religiöse Gelübde verstärkt.

So waren die Ordensritter eine Zusammensetzung von Mönch und Soldat. Man könnte sie als kriegerische Mönche, oder wohl richtiger als mönchische Krieger bezeichnen. Nur war bei ihnen das Seltsame, dass, während sonst der grösste Teil der Mönche Priester sind, diese hier nur einen sehr kleinen Teil ausmachten. Ihrer waren nur so viele, als zur religiösen Versorgung der Ritter und der auf den Ordensbesitzungen — Dörfern, Höfen, Burgen — lebenden Laien nötig war. Das lag daran, dass der Zweck des Ordens der Krieg war, d. h. die Verteidigung der christlichen Völker gegen die Angriffe der Ungläubigen. Den Geistlichen aber ist Blutvergiessen unter allen Umständen verboten. Sie konnten also die Zwecke des Ordens nicht erfüllen, und deshalb in ihm nur eine nebensächliche Rolle spielen, wenngleich die Ordensgesetze ihnen ihr Recht durchaus zukommen liessen und den Rittern einschärften, sie « um der Würde und der Weihe ihres Amtes » zu ehren. Es erklärt auch weiter, weshalb in diesen sonderbaren Orden nicht den Geistlichen, sondern den Laien, nämlich den Ritterbrüdern, die Leitung zustand. Denn die Leitung musste nach den Zwecken des Ordens auf das Kriegerische gerichtet sein, auf das hinzuarbeiten aber Priestern nicht anstand.

Der grösste Teil der Insassen der Häuser des Deutschen Ordens waren Ritterbrüder. Das waren zum Teil alte Veteranen mit ehrenvollen Narben, oft verstümmelt, nicht mehr brauchbar zum Kriege, die nun hier sich noch in mannigfacher Weise nützlich machten, sei es in der Unterstützung der Verwaltung der Güter, sei es in der Heranbildung der jungen Ritter im Waffenhandwerk, und wozu man sonst noch sie verwenden mochte. Sie waren die lebendige Tradition des Ordens. Sie erzählten von ihren Kriegsfahrten in Preussen; von ihren Kämpfen mit den heidnischen Lithauern auf ihren kleinen, struppigen, flinken Pferden, die aber ausdauernder waren als das edelste Streitross; von den endlosen, wild verwachsenen Wäldern mit ihren übereinander gestürzten, vermodernden Baumriesen, in deren

Dickicht riesige Elche hausen; von dem blassblauen Spiegel der weitgedehnten, walddesäumten einsamen Seen; von den tückischen Sümpfen und Mooren, in denen Ross und Reiter rettungslos versanken, langsam, aber sicher — wo jeder Versuch, sich herauszuarbeiten, den Armen nur noch tiefer in die zähklebrige Tiefe zieht. Sie erzählten vom König Ottokar von Böhmen, der den Deutschrittern zu Hülfe zog und mit ihnen den mächtigsten aller Preussengaue, das Samland eroberte. Trotz des verzweifelten Widerstandes wurde sein Romove, das uralte heidnische Heiligtum des Landes, erstürmt und verbrannt; die heilige Eiche samt ihren Götterbildern sank in Asche. An den Ufern und auf den Inseln des langsam schleichenden Pregel aber gründete der Böhmenkönig eine Stadt, die man ihm zu Ehren Königsberg nannte.

Und dann schilderten sie, wie der Orden das vorher so wilde Land hochgebracht habe; wie er Kolonisten dahingezogen habe, die die Wälder lichteten und die Sümpfe austrockneten, so dass jetzt fruchtbare Auen grünen, wo einst stumpffarbige Kieferwälder träumten; wie er Städte gebaut habe, geschützt mit starken Mauern und ragenden Türmen; geziert mit zierlichen Rathäusern darin und lichten Hallenkirchen, deren weite Räume mit kunstreich verflochtenen Netzgewölben überspannt sind; wie er allenthalben feste Burgen angelegt habe zum Schutze des Landes, zugleich trotzig wehrhaft als auch malerisch gegliedert. Wuchtig, und doch nicht plump, glänzen die Bauten, sowohl Mauern als Dächer im leuchtend warmen Rot des frisch errichteten Ziegelbaus — ein lebhafter Kontrast zu dem hellen Grün von Feld und Wald. Prächtige Bauten! Auf mächtigen, kaum behauenen Granitblöcken, wie man sie dort überall in den Ebenen findet, ruhen die breitgespannten, schweren Gewölbe der Keller. Darüber in den Remtern, wie man die Säle dort nennt, erheben sich schlanke, achtkantige Pfeiler, von deren Spitze strahlenförmig nach allen Seiten leichte Gurten aufsteigen, fast wie die Rippen der Blätter einer Palme, die fächerartig aus dem Stamme sich ausbreiten und zierliche, feingegliederte Decken bilden. So prangen Speisesaal und Schlafgemach, Wohnungen der Gebietiger und Magazine — im übrigen klösterlich einfach, und doch geschmackvoll und wohnlich. Tapfere Ordensritter halten darin Wacht, befehligt von Komturen oder Burggrafen.

Das werde auch anerkannt von aller Welt bis hinauf zu den höchsten Mächten. Selbst bei Papst und Kaiser stehe der Orden hoch in Ehren. Papst Honorius III. habe ihn nicht nur mit Ablässen begnadigt, sondern ihn auch der Macht der Pfarrer und Bischöfe entzogen und viele andere Freiheiten ihm erteilt. Kaiser Friedrich II. aber habe den Hochmeister zum Reichsfürsten erhoben und bestimmt, dass er, wenn er an den Hof komme, zur Hofgesellschaft gehöre. Aus den königlichen Einkünften in Messina habe er jährlich 200 Unzen Goldes angewiesen, für die die weissen Mäntel der Ordensbrüder beschafft werden sollten, sowie Schafpelze für Arme zur Winterkleidung, so dass allen Rittern der Kaiser die Kleidung stelle.

Solche Schilderungen hörte manch junger Besucher der Komtureien mit brennenden Augen, und mächtig stieg in ihm der Gedanke auf, ob nicht auch er sich in den Dienst des Ordens stellen, und nach dem fernen Osten ziehen solle, um in ritterlichem Kampfe den Heiden entgegenzutreten. Und wenn er hinaustrat, dann sah er auf den Höfen und in der Stechbahn die jungen Ordensritter sich tummeln und sich üben im Gebrauch der Waffen, wie an irgendeinem Fürstenhofe. Im

Lanzenrennen, im Kampf mit dem Schwert oder Spiess, im Bogenschiessen, im Keulenschleudern und was sonst für Waffen das Mittelalter kannte, wurde unter der Anleitung alter, erfahrener Kriegsgesellen gesucht, die höchste Fertigkeit zu erreichen. Das tat man ja auch auf jeder Burg. Aber hier geschah es in grösserem Kreise und in stetem Hinblick auf den Kampf im fernen Osten. Und immer wies man auf den einen und den andern, dem der Meister mitgeteilt hatte, dass er demnächst abreisen würde ins Ordensland, in den Kampf oder auf die Wachtposten an der feindlichen Grenze. Dazu kam der Ernst der Lebensführung, die klösterliche Zucht, das regelmässige Gebet, die Teilnahme am täglichen Gottesdienst, was auf höher gestimmte Naturen einen tiefen Eindruck machte und sie unwiderstehlich anzog.

So waren die Kommenden, modern ausgedrückt, nicht nur Verwaltungsstellen, sondern auch des Ordens Werbebureaus und Rekrutenschulen, eine eigenartige Zusammenstellung von Kloster und Kaserne. Das war ihr eigentliches Leben und die Romantik ihres Wesens. Aber davon trug der Komtur und der Ordensschreiber kaum etwas in seine Akten ein.

Die Zeit verlief und die Umstände änderten sich. Fast zwei Jahrhunderte waren vergangen seit die ersten Ordensbrüder, zwei Ritter und achtzehn Knappen, 1228 ins Preussenland eingeritten waren, um es für den Orden in Besitz zu nehmen. Seitdem hatte er die Aufgabe gelöst, die ihm gestellt worden war. Die Ungläubigen waren niedergeworfen, das Land war christlich geworden, der Wald gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet. Es kamen keine Kreuzfahrer mehr, seitdem 1386 das letzte Heidenvolk, von dem Unheil drohte, die Lithauer, zum grossen Teil christlich geworden war. Damit hatten die Zwecke sich verflüchtigt, die den Orden einst hatten entstehen lassen. Während die Johanniter auf Rhodus und später auf Malta fortfuhren mit ihren Galeeren auf dem Mittelmeer mit bewaffneter Hand die Jerusalem-pilger gegen die räuberischen Korsaren zu schützen, blieb dem Deutschen Orden nichts zu tun mehr übrig. Er hätte sich andere Aufgaben suchen oder vom Schauplatz abtreten sollen. Aber er lebte weiter, ohne seinen Mitgliedern ideale Ziele bieten zu können. Im Gegenteil verzehrte er sich nun in unfruchtbaren Streitigkeiten mit seinen Untertanen und Nachbarn. So konnten die Ordensritter nur in politischen Kriegen oder in behaglichen Verwaltungsstellen sich betätigen. Das gewährte hochfliegenden Geistern keine Befriedigung. Der Zuzug stockte, und gerade die Besten blieben aus. Die Kommenden verödeten. Das Leben in ihnen ward schwächer und erlosch bald vollständig. Sie sanken zu Rentkammern des Ordensstaates hinab und boten nun das unbefriedigende Bild, was in dem Verfasser der « Geschichte der Deutschordenskommende Hitzkirch » die peinliche Empfindung einer Enttäuschung hervorrief.

Trotzdem ist seine fleissige Arbeit nicht ohne hohen Wert. Schon deshalb, weil sie im Kleinen den Niedergang widerspiegelt, dem der ganze Orden verfallen war. Dann aber auch weil er darin, was die Leser unserer Zeitschrift besonders interessieren wird, die Namen aller deren zusammengestellt hat, die in den alten, heute noch stehenden Räumen des Ordenshauses einst als Komture, als Ordensritter, als Priesterbrüder und in andern Stellungen ihres Amtes gewaltet haben, — ein wertvoller Beitrag für unsere Geschlechterkunde. Sehr dankenswert ist es auch, dass er eine, allerdings etwas rohe Abbildung der Kommende Hitzkirch aus

dem Jahre 1678 seiner Abhandlung beigegeben hat, die wir uns freuen dem Leser vorlegen zu können (Fig. 153). Ueber der Kommende schwebt der Wappenschild des damaligen Komturs Heinrich, Graf von Muggenthal, der dem schwarzen Deutschordenskreuz so aufgelegt ist, dass die Enden des Kreuzes hinter dem Schilde hervorragen.

Dem Heraldiker wird auffallen, dass das Kreuz achtspitzig ist. Man sieht daran, dass das achtspitzige Kreuz nicht eine Eigentümlichkeit des Johanniterordens ist, wie das vielfach geglaubt wird. Vielmehr führten beide, Johanniter und Deutschritter in den Bannern und auf den Schilden ein bis an den Rand gerade durchgehendes Kreuz — die ersteren Weiss in Rot, letztere Schwarz in Weiss. Wo es dagegen freischwebend angebracht wird, wie auf dem Mantel oder hinter dem Wappenschild oder auch als Beizeichen im Schilde, wird von beiden, wie ich das schon im Jahrgang 1910 S. 52 ff. unserer Zeitschrift ausgeführt habe, es mit Vorliebe als Tatzenkreuz, also breitendig oder achtspitzig gegeben.

Die Kommende Hitzkirch gehörte zu der Ballei Elsass-Burgund. Diese umfasste auf dem Gebiet der heutigen Schweiz ausserdem noch die Kommenden Summiswald, Könitz und



Fig. 153.

Kommende und Kirche von Hitzkirch bis zum Kirchen-Neubau von 1678, mit Wappen des Komturs Graf von Muggenthal, 1669-1688 (aus einem Urbar von 1678 Staatsarchiv Luzern).

Bern im Kanton Bern, Fräschels im Kanton Freiburg, Tannenfels (wie Hitzkirch) im Kanton Luzern, und Basel. Die Kommende Sanegg war 1272 nach Mainau verlegt worden. Die übrigen 13 Kommenden der Ballei lagen im Elsass und in Schwaben.

Besonders dankenswert sind an Wey's Arbeit die sorgfältig gearbeiteten Register, welche die rasche Auffindung von Personen und Orten ermöglichen.

Lettres d'armoiries et de noblesse conçédées à des familles fribourgeoises,

par ALFRED d'AMMAN.

(Supplément — Suite et fin.)

73. **Oberson, 1688** ; François Rescalli, de la Société de Jésus, Doyen de la faculté de philosophie de l'université de Vienne (Autriche), déclare que Pancrace-Joseph Oberson, après examen subi le 28 août 1688, dans l'église de Saint-Etienne, devant les plus savants examinateurs, a obtenu le grade de docteur en philosophie, ce qui le rend participant à tous les privilèges concédés aux maîtres et docteurs de cette université par les Souverains Pontifes, les empereurs d'Allemagne et les archiducs d'Autriche ; au nombre de ces privilèges sont l'anoblissement héréditaire, la faculté de s'attribuer des armoiries, et le prédictat d'Excellence.

Faisant usage de ces privilèges et avec l'agrément du doyen précité, Pancrace-Joseph d'Oberson (*ab Oberson*) adopta les armoiries décrites ci-après : *videlicet tricollem totidem stellis aureis insignitum cui in campo caeli caeruleo astrorum princeps supereminet splendore suo subjectos tres colles irradians ; in circumferentiæ apice aperta et coronata cassis prostat ; binâ latera duobus adornantibus lemniscis aurei et caerulei coloris, admixto candido.*

A Vienne, l'année dans laquelle l'Electeur de Bavière, après défaite des Turcs, s'est emparé glorieusement de Belgrade (Alba Græca).

Cahier en sept feuilles de parchemin, avec peinture des armoiries, en texte latin, signé Franciscus Recalli. S. J. *pro tempore decanus*. Ce document est dans les archives de la cure d'Arconciel.

Blasonnement par combinaison du texte et de la peinture : *d'azur au soleil d'or irradiant trois étoiles d'or sommant, chacune, une colline de sinople ; beaume à grilles, doublé de gueules et taré de face ; lambrequins d'or, d'azur et d'argent ; cimier : un soleil d'or.*¹ (Fig. 154.)

Je manque totalement de renseignements sur la famille de Pancrace-Joseph Oberson.

La famille de ce nom est bourgeoise de douze communes dans le canton de Fribourg ; j'ignore de laquelle ou desquelles il était ressortissant. Lui-même se manifeste au nombre des étudiants du collège des Jésuites à Fribourg dès l'année scolaire 1680-1681, il est alors dans la classe des humanités ; dans les années

¹ Il existe au Musée historique à Fribourg un vitrail avec ces armoiries et l'inscription : *R^{idus} al Nobilis D^{nus} Panc^{us} Jos^{us} ab Oberson, Philosophiæ Doctor, Rector in Arconciaco. Anno 1715.*